

Fritz Deppert

BUTTMEI UND DAS MEISTERWERK

Roman

ODENWALD-VERLAG
Herausgeber

Für die Leser, die Buttmei und seinem Hund Theo noch nicht begegnet sind, weder in einem Buch noch im Herrngarten, gebe ich, bevor die Geschichte beginnt, eine kleine Charakterisierung, damit sie die beiden Protagonisten kennen lernen und von Anfang an begleiten können.

Philipp Buttmei ist ein pensionierter Hauptkommissar der Mordkommission zu Darmstadt und obendrein ein dauerhaft eingefleischter Junggeselle, leidenschaftlicher Pfeifenraucher und Rotweintrinker.

Theo, sein Hund, der ihm bei dem letzten Fall seiner aktiven Laufbahn zugelaufen ist, ist sein meistens stummer, aber mit lebhaften Zeichen und Gebärden begabter Gesprächspartner. Er begleitet ihn auf den meisten Wegen, sogar im lebensbedrohlichen Verkehrsgewühl des Luisenplatzes. Bemerkenswert ist sein Aussehen, denn er ist eine ausgefallene Rassenmischung, entstanden aus der heißen Liebe zwischen einem schwarzen Dackel und einem weißen Spitz.

Für ein Dackeltier ist er etwas zu hochbeinig, trotz der krummen Beine, für einen Spitz zu kräftig und gedrungen. Die Farbe beider Eltern hat sich vererbt und prangt gefleckt auf seinem kurzen Haar. Wenn Sie meinen, eine solche Promenadenmischung existiere nicht, kann ich Ihnen versichern, dass sie mir leibhaftig begegnet ist.

Zwei Personen will ich noch erwähnen, weil sie bei allen Fällen eine Rolle spielen:

Richter Eckstein, der Buttmei immer wieder Aufträge vermittelt, nämlich dann, wenn er glaubt, dass ein Verdächtiger Hilfe brauche. Er hat sich trotz vieler Berufsjahre und krimineller Energien, über die er urteilen musste, seinen Glauben an Menschlichkeit auch Tätern gegenüber bewahrt und daher manchmal überraschende Urteile gefällt. Offensichtlich wurde er nur selten enttäuscht,

denn er lacht gern und hat den verschmitzt spöttischen Humor vieler Einheimischer.

Rotemeier ist der Nachfolger Buttmeis als Leiter der Mordkommission.

Bei dem ersten Fall, in den sich Buttmei einmischt, war er verschnupft, aber seitdem haben sie ein immer besseres Verhältnis entwickelt, weil Buttmei ihm zu Erfolgen verhalf, ohne sie für sich selbst zu reklamieren, und Rotemeier begriffen hat, dass er von Buttmeis Erfahrung und Kenntnis über Darmstadt profitieren kann.

Opfer, Verdächtige und Täter sollen hier nicht vorgestellt werden, um die Spannung nicht vorweg zu mindern und auch, weil sie keine durchgängige Rolle spielen.

Doch nun ohne weitere Verzögerung zum Geschehen, das diesen neuen Fall Buttmeis auslöste.

Buttmei saß wie üblich in der frühen Abenddämmerung eines Herbsttages in seiner Wohnung, hatte sich einen Rotwein in eines der zwei großen bauchigen Rotweingläser, die er besaß, eingeschenkt, schwenkte das Glas, studierte die Farbe des Weines, die über die innere Wölbung floss, und trank genüsslich. Warum er zwei Gläser besaß, wusste er nicht mehr, aber es war praktisch, weil er nicht jeden Tag spülen musste. Er stopfte die Pfeife, die er zwischen zwei Gläsern Wein rauchen wollte, und legte sie neben das Glas. Nun musste er nur noch die Beine hochlegen und es würde einer der Abende werden, die er liebte. Ohne Aufregung. Auch ohne aufregende Fernsehgeschichten. Und ohne Nachrichten. Seitdem die Politik im Lande und in Übersee sich so entwickelte, dass er nur noch den Kopf schütteln konnte, schaltete er die Nachrichten immer seltener ein.

Er war trotz einer gewissen Langeweile zufrieden, weil die Tage so abliefen wie immer seit seiner Pensionierung als Leiter der Mordkommission, außer wenn ein zufälliger Fall auf ihn zukam und ihn einige Zeit beschäftigte. Das war nur vier Mal geschehen, also in langen Abständen. Pro Jahr höchstens einer, dachte er, ohne es genau zu überprüfen.

Es störte ihn nicht, mit Theo zusammen unaufgeregt vor sich hin zu leben. Er genoss die Langsamkeit des Alters und er genoss es, frei von allen Verpflichtungen zu sein. Viele Jahre der Hektik, der Spannungen, der Aufregung hatte er hinter sich gebracht und brauchte es nicht mehr. Wenn jedoch ein neuer Fall auf ihn zukam, war es, als wachte er auf, als fiele alles Gemütliche von ihm ab und sein Kopf, seine Überlegungen und Schlussfolgerungen reagierten schnell, manchmal schneller als die Beine, die er hinter ihnen her ziehen musste; das war dem Alter geschuldet.

Freundschaften hatte er in seinem Beruf nicht entwickeln oder gar pflegen können. Aber er hatte ja Theo. Theo, der

Bastard, der eine besondere Mischung war, wie es sein Körper unübersehbar bezeugte, die zu großen Dackelbeine, die gefleckte Farbe, dackelschwarz und spitzweiß, der etwas buschige Schwanz und sein Charakter zwischen Phlegma und Angriffslust begleitete ihn seit seinem letzten aktiven Dienstjahr. Er lag eingerollt in seinem Korb und schnarchte leise vor sich hin. Buttmei überlegte, dass er ihn mehr bewegen müsste wegen seines Gewichtes, denn Theo schnaufte mehr als er selbst, wenn es die Treppe aufwärts ging. Da klingelte das Telefon.

Wer konnte jetzt am Abend schon anrufen? Das Kommissariat hatte Feierabend. Anne konnte es sein, die Tochter seines vor Jahren ermordeten Freundes, die nun seine Freundin war. Bei dem Wort Freundin musste er lächeln, weil er seiner eigenen Ansicht nach längst jenseits von Gut und Böse war. Aber umso unproblematischer konnte die Freundschaft mit einer jungen Frau sein. Er hörte jedoch eine männliche Stimme.

Nach den ersten Worten wusste er, wer es war, Richter Eckstein, der Buttmei und seine Kauzigkeit mochte und ihm bei manchem Fall geholfen hatte. Er hörte zu, ohne viel zu antworten.

»Buttmei, du Stubenhocker, heute Abend trete ich im Künstlerkeller auf und erzähle ein paar Schwänke aus meinem Leben. Ich lade dich ein. Keine Widerrede oder Ausrede. du kommst. Du hast Zeit genug, dich seelisch auf mich vorzubereiten, es beginnt um 21 Uhr.«

Buttmei konnte nur ein knappes *Ja* in den Hörer hauchen, da hatte Eckstein schon eingehängt. Das hieß, er musste heute Abend aus dem Haus in die Dunkelheit und Kühle der Stadt. Seine Lust dazu hielt sich in Grenzen. Aber es waren ja noch fast zwei Stunden Zeit, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen. Also setzte er sich wieder in seinen Sessel, schwenkte das Glas und trank und wartete auf den Zeitpunkt, an dem er losgehen musste.

Da er in der frühen Abenddämmerung eines dunklen Tages Theo bereits ausführlich ausgeführt und der sich gründlich ausgetobt und müde geschnüffelt hatte, nahm dieser kaum zur Kenntnis, dass Buttmei die Wohnung verließ. Er stellte nicht einmal die Hängeohren auf.

Um diese Uhrzeit, kurz vor Neun, waren die Straßen bereits zu leeren Schluchten geworden, die sich durch Häuser und Laternenlicht zogen. Die wenigen Passanten schienen zu frösteln, sie liefen schnell, nahmen keine Blickkontakte auf, beschleunigten eher ihre Schritte, um an den Entgegenkommenden vorbei zu eilen. Manche schlügen sogar kleine Bögen, um Nähe zu vermeiden.

Fantasien von überraschenden Zusammenstößen waren Buttmei fremd, dazu hatte er zu viele konkrete Konfrontationen erlebt. Selbst Betrunkenen wich er nicht aus. Er stapfte seinen Weg geradeaus. Nur ein leichtes Schwanken der Beine verhinderte manchmal die gerade Linie. Leichte, altersbedingte Blutdruckerhöhungen, hatte ihm der Arzt erklärt, den er einmal im Jahr aufsuchte. Um es zu testen, schloss er manchmal für ein paar Schritte die Augen und kontrollierte, wenn er sie wieder öffnete, wie weit er von der Geraden abgewichen war. Mehr als leichte Schwankungen nach links konnte er dabei nicht feststellen. Auf der Bürgersteigkante entlangzugehen, wie er es früher manchmal getan hatte, traute er sich nicht mehr. Aber es war auch fast nicht möglich, weil sie beiderseits der Straßen weitgehend zugeparkt war. Verkehrsberuhigung durch Parken nannte sich dieses in seinen Augen zweifelhafte Verfahren.

Er vermied den Weg durch den mit schwarzen Baumsilhouetten hinter der Umfassungsmauer liegenden Herrngarten. Es geschah nicht, weil er Angst hatte, überfallen zu werden, aber man hatte ihm schon als Kind eingetrichtert, dass man diesen Weg bei Nacht nicht gehen sollte, weil es zu berichtende Fälle gab, dass jemand angegriffen wurde. Er erinnerte sich an keinen Mordfall im

Park während seiner Tätigkeit als Kommissar. Statistisch bestand also eine geringe Wahrscheinlichkeit, aber die Macht der anerzogenen Gewohnheiten wirkte auch nach Jahrzehnten stärker.

Vor sich hin lächeln musste er, als ihm einfiel, dass sie als Jugendliche die Mittelallee aufsuchten, wenn sie mit einer ersten Freundin einen Platz, in dem Fall eine Bank, suchten, auf der sie ungestört Händchen halten und einen zaghaften Kuss wagen konnten. Die Eltern und andere Erwachsene kamen hier in der Dunkelheit nicht vorbei, weil sie genau wie seine eigenen Eltern die Vorstellung hatten, es könnte ihnen etwas zustoßen.

Das Lächeln verstärkte sich, als ihm der Name Ruth einfiel, die ihn hierher geführt hatte. Aber er erinnerte sich nur noch an die Berührung ihrer Arme und wie zart sich die Seide der Blusenärmel anfühlte.

Auf der Frankfurter Straße nahm die Zahl der Menschen zu, die ihm entgegenkamen oder ihn überholten. Aber es waren nicht allzu viele und die Straße wirkte verwaist. Die Fassaden der Häuser streckten sich gegen den Nachthimmel. Die Laternen besaßen nicht genug Leuchtkraft, um die Farben erkennen zu lassen. Sie waren bleich und grau, als frören auch sie in der Windschneise, die diese Straße zum Zentrum hin schlug.

Am Gericht stieß er die Ketten an, die den Fußgängerweg gegen die Autostraße absperrten. Sie schwangen hin und her. Immer wenn er hier vorbeikam und annahm, dass ihm niemand zusehen konnte, erfreute er sich an diesem Kindheitsspiel, dem Hin- und Herschwingen der schweren Metallglieder und dem leisen Klicken. So verfuhr er überall dort, wo Ketten gespannt waren, und hatte sein stilles Vergnügen dabei. Nur am Langen Ludewig hatte man die Ketten mit Dornen versehen, um solche respektlosen Spiele im Schatten des Großherzoglichen Denkmals zu verhindern.

Auch am Mathildenplatz wirkte die Stadt wie verstummt. Allein wenn eine Straßenbahn vorüberdonnerte, näherten

sich ein Rauschen und dumpfes Holpern und entfernten sich wieder. Nur noch wenige Autos fuhren an ihm vorbei. Es war, als würde sich ein großes Schlafbedürfnis über die Gebäude und den Asphalt legen. Auch er war eigentlich müde und wäre wahrscheinlich bereits in seinem Sessel eingeschlafen, wenn nicht Richter Eckstein ihn aus diesem Sessel auf die nächtlichen Straßen getrieben hätte.

Der Löwenbrunnen und nach ihm das Abbé-Vogler-Denkmal zeichneten auf seiner rechten Seite Schattenrisse, auf seiner linken versuchten Lokale mit dem Lichtschein, der aus ihren Fenstern drang, Gäste anzulocken. Die Angebote standen auf schwarzen Tafeln mit weißer Kreide gemalt. Pizza, Kebab, Fischgerichte, Venetianische Leber, Wildschweinbratwurst, Hähnchen - er hätte es sich aussuchen können. Auch wenn sich hinter den Angeboten nicht mehr überall offene Türen befanden, wäre die Auswahl selbst zu dieser Uhrzeit reichlich gewesen.

Er überquerte Straße und Straßenbahnschienen und ging auf den Löwenbrunnen zu. Er mochte diesen Brunnen, für ihn war es der schönste in Darmstadt, aber auch ein Ärgernis, weil er fast immer von einem Zaun umgeben war und repariert wurde, und das in einer Wissenschaftsstadt, in der der technische Fortschritt eine große Rolle spielen sollte. So war es auch jetzt. Aber durch den großmaschigen Zaun konnte er die Löwen betrachten mit ihren außergewöhnlich freundlichen Gesichtern. Selbst auf der Seite zum Gericht hin blickten sie freundlich ohne das geringste Fauchen und ohne Missmut, weil das beruhigende Plätschern des Wassers fehlte. Die Schale aus rötlichem Sandstein unter ihnen war zwar ohne Wasser funktionslos, aber ihr Schwung und die Delfinreliefs auf der kleineren Sandsteinreihe über dem Becken waren durchaus ein harmonischer Anblick. Seine Unzufriedenheit mit dem Brunnen, der wieder einmal keiner war, hielt sich also in Grenzen.

Vom Brunnen aus pilgerte er zu dem Denkmal für Abbé Vogler. Vor Jahren, als er noch dienstlich mit Eckstein zu tun

hatte, hatte der ihn in einer Sitzungspause zu dem Denkmal geführt und es ihm erklärt. Er meinte, viele Darmstädter übersähen es und wüssten auch nicht, wer Georg Joseph Vogler war. Da er selbst Konzertgänger und Musikliebhaber war, was nicht immer identisch ist, kannte er sich aus und wollte sein Wissen weitergeben. So erfuhr Buttmei, dass der Kopf auf dem Denkmal zwar nicht leiblich, aber künstlerisch zu Abbé Vogler gehört, und dass dieser ein sehr geschätzter und gesuchter Komponist war. Um bei ihm zu lernen, kamen Giacomo Meyerbeer und Carl Maria von Weber nach Darmstadt. Sie waren, Meyerbeer rechts und Weber links, auf Medaillons am Denkmalssockel abgebildet. Obwohl Buttmei nicht viel mit klassischer Musik anfangen konnte, allenfalls mit Vivaldis Jahreszeiten und der Eurovisionsfanfare, beeindruckten ihn das Denkmal und die Ruhe, die es im Verkehr einer Durchgangsstraße ausströmte. Wie aus vergangenen Zeiten wirkte das niedere und kunstvoll gestaltete Gitter, das das Denkmal umrahmte und verhinderte, dass man ihm zu nahe kam.

An der großen Ampel vor dem Beginn der City stand er und wartete, obwohl auch hier kaum mehr Autos fuhren, bis das grüne Fußgängermännchen aufleuchtete. Er nannte es das DDR-Stasimännchen, da es aus dieser Vergangenheit mit Erfolg bis in die alten Länder der Bundesrepublik herüber gewandert war mit seinem Agentenhut und den hochgezogenen Schultern. Manchmal beschimpfte er sich in solchen Momenten, weil er, als wäre er noch ein pedantisch die Vorschriften befolgender Beamter, der dem um diese Zeit sinnlos vor sich hin flackernden Ampellicht gehorchte. Jetzt zuckte er die Achseln. So war das eben mit den Verbots- und Gebotstafeln des Unterbewusstseins. Er ging weiter.

Als er Hörgeräte in den Augenwinkeln erblickte, sah er weg. Für ihn war es ein irritierender Gedanke, mit einem Gerät in den Ohren herumzulaufen und den Stadtlärm noch zu verstärken. Die aus Würzburg importierten Tauben –

Buttmei wusste nicht, warum man sie geholt hatte –, liefen immer noch etwas ratlos in der Stadt herum, in die man sie zwangsasylisiert hatte, und suchten nach essbaren Krümeln. Da keine Kinder unterwegs waren, scheuchte er sie mit heftigen Armbewegungen, dachte dann aber »Du Vogelscheuche« und unterließ es.

Die steinerne Frau auf dem Liebigdenkmal wies ihm den Weg zu den Arkaden. Obwohl er oft an ihr vorbeikam und sie mit geschlossenen Augen hätte ins Gedächtnis rufen können, blickte er jedes Mal nach oben und wunderte sich, dass auf dem hohen, dreistöckigen Sockel eine Frau saß und nicht Liebig. Dessen Konterfei stand im Johannisviertel vor der Justus-Liebig-Schule und, wie in Darmstadt üblich, nicht an der Liebigstraße sondern an der Landwehrstraße. Noch mehr wunderte er sich über die Figur, die die Frau in der rechten Hand hielt, ein Wesen mit zahlreichen Brüsten und Fledermausflügeln, dessen Sinn er bisher nicht ermittelt hatte, weil er es immer wieder vergaß, wenn es außer seiner Sichtweite war.

Nun leuchteten ihm die Schaufenster, als wäre es wieder Tag geworden. Erst als er sie mit Blick auf das Schloss verließ, umfing ihn wieder die blasse Dunkelheit, die die Nacht in der Stadt charakterisierte.

An dem Reiterdenkmal vorbei, das Tag und Nacht unverdrossen auf seinen vier Beinen stand und den Reiter geduldig trug, ohne erkennbaren Wunsch, ihn abwerfen zu wollen, erreichte er den Schlosseingang. Das beeindruckend mächtige Eisentor stand offen, wie er es erwartet hatte, weil er es nie verschlossen vorgefunden hatte. Er durchschritt die Wölbung und kam in den nahezu unbeleuchteten ersten Hof und auf das alte Pflaster, das die Schritte unsicher machte. In einer der dunkelsten Ecken fand er das schwer zu öffnende doppelte Holztor, zog es mit beiden Händen auf und stolperte leicht geblendet die Steintreppe hinunter in den berühmten Künstlerkeller.

Jetzt hörte er die ersten Kellergeräusche, ein Stimmengewirr. Als er den Raum betrat, wurde er zunächst nicht bemerkt. Er stand in dem schmalen Gang zwischen den derben Holztischen und den Stuhlreihen. Eine Summe von Vokalen und Konsonanten sammelte sich im Gewölbe und fiel auf ihn herab.

Trotz seiner Schwärze spiegelte die Kellerdecke die Gespräche. Er war nicht sehr oft hier gewesen. Zum einen mied er Menschenansammlungen, zum anderen hatte er als Einsiedler Schwierigkeiten mit der allgemeinen und meist oberflächlichen Verbrüderung, die unter dieser Art von Einheimischen üblich war, da sich alle im Lauf der Jahre von Ansehen und wiederholtem Zusammentreffen kannten. Ihre Herzlichkeit fand er zwar insgeheim bewundernswert, aber da sie über die Schranken schwachte, die er um sich her gezogen hatte, verunsicherte sie ihn.

Das alles fegte Richter Eckstein weg. Er hatte ihn entdeckt, kam auf ihn zu, packte ihn am linken Jackenärmel und zog ihn an den ersten Tisch vor der kleinen Bühne. Die Stühle waren nicht sehr bequem, hatten aber die Patina vieler Besucher, vielleicht sogar den Geruch bedeutender, gar berühmter Hinterteile. Das schien die Härte der Sitzflächen auszugleichen. Eigentlich konnte man sich hier ganz gut verstecken. Alles im Raum war dunkel, vieles sogar schwarz. Die Lichtquellen hielten sich zurück und ermöglichten gerade einmal Wege durch den Raum, ohne anzustoßen und die Blicke auf die anderen am gleichen Tisch zu richten. Die Gespräche waren so lebhaft, sie liefen fast wie von selbst und man konnte sich zurücklehnen, soweit es eben die Stühle zuließen, und schweigen.

Das funktionierte jedoch nur so lange, bis Eckstein ebenfalls an diesen Tisch kam und ihn nicht außen vor ließ. Mit dröhnender Stimme verkündete er, dass der neue Gast der berüchtigte Mordkommissionsleiter Philipp Buttmei sei, der schon viele Mörder zur Strecke gebracht habe. Alle Augen richteten sich auf ihn. Er wurde aufgefordert zu

erzählen. Als er zögerte, schwachte das Gespräch rasch wieder zu anderen Themen.

Buttmei dachte, jetzt könnte er Mordgelüste bekommen, schüttelte aber sofort den Kopf über sich selbst und sah sich um. Die Wölbung, auf die er blickte, war mit Backsteinen gemauert und von Bögen unterbrochen. Zwischen den Bögen hingen große Gemälde. Sie waren so geschwärzt von der Zeit, dem Rauch, dem Alkoholdunst, dass er keine Personen oder Gegenstände erkennen konnte. Auf den Tischen mitten im Gewirr aus Bier- und Weingläsern brannten in Weinflaschen gesteckte Kerzen und ließen Wachsspuren gerinnen, als wären sie Teil einer Tropfsteinhöhle, die schon ewig vor sich hin tropfte.

Einige Gesichter kannte er, weil sie jeder in der Stadt kannte. Man begegnete ihnen an vielen Orten und sah ihre Köpfe in der örtlichen Zeitung. Neben Regionalpolitikern saßen Künstler, neben bekannten Originalen Frauen, die sich als Mäzene einen Namen gemacht hatten.

Da das eine Ohr altersbedingt schwerhörig geworden war, hörte er nicht mehr Stereo: das verhinderte bei Gesprächen, in denen mehrere gleichzeitig redeten, das Erkennen von mehr als Wortfetzen.

Eckstein rief quer durch den Raum: »Philipp, ich spendier einen Wein. Einen süffigen Primitivo.« Und bevor Buttmei antworten konnte, setzte er hinzu: »Keine Widerrede. Ich hab heute meine Spendierhosen an.«

Eine schlanke, gut aussehende und freundlich lächelnde Frau brachte ihm ein Glas Rotwein. Sie wünschte, dass der Wein ihm schmecke, und er erkannte an einem leichten Akzent, dass sie keine Hiesige war.

Primitivo, er erinnerte sich, dass er vor einigen Jahren, als er diesen Wein zum ersten Mal trank, dachte: »Wie kann man einen Wein so nennen!« Aber er wurde belehrt, dass es naturrein bedeutete. Er hatte ihm schon beim ersten Mal geschmeckt, dunkelrot und vollmundig wie er war und gewürzt von der Sonne Apuliens.

Als Eckstein die kleine Bühne betrat und zu erzählen anfing, hörten die Gespräche auf, die Bewegungen im Raum erstarnten. Zu hören war nur noch seine Stimme mit den weichen Konsonanten und den breiten Vokalen. Zu sehen waren das Gesicht und die kräftigen Hände, die vor ihm auf einem kleinen Tisch lagen.

Buttmei fiel es schwer, der gleichmäßigen Stimme und den kleinen Geschichten aus dem Berufsleben eines Richters, von denen er viele bereits aus Kneipentreffen im Johannesviertel kannte, zuzuhören. Er döste vor sich hin. Als gelacht wurde, hob er den Kopf und hörte ein paar Sätze lang zu. Er war überrascht. Eckstein erzählte keine Geschichten aus dem Berufsleben, er philosophierte auf seine volkstümlich direkte und vereinfachende Art über Kriminalfälle aus der Menschheitsgeschichte. Sein Thema, das Buttmei in den Vortrag hineinzog, war Kain und Abel. Er behauptete, dass Kain Gott näher war als Abel, weil Gott ihn brauchte. Ohne das Böse in der Welt hätte Gott in Rente gehen müssen. Nur gute Menschen, das wäre nicht vorstellbar und wohl auch kaum auszuhalten.

Eckstein hob die Stimme: »Wenn der Kain den Abel nicht erschlagen hätte, wären viele von uns arbeitslos und überflüssig dazu, Richter, Staatsanwälte, Verteidiger, Psychologen, Polizisten«. Dann wurde er noch lauter und rief in Richtung Buttmei: »Und auch Kommissare wie du, lieber Buttmei.« Der Angesprochene duckte sich in den Schatten. Das dröhrende Lachen Ecksteins verfolgte ihn bis dorthin. Die Stimme des Redners senkte sich wieder und wanderte zu einem neuen Thema.

Bald lullten ihn die Erzählungen wieder ein, denn Eckstein flocht die ihm bekannten Anekdoten aus seiner aktiven Dienstzeit ein. Gelächter und Beifall kündeten die Pause an.

Nun lauschte er den Klängen im bekannten Tonfall des einheimischen Dialekts, die am Nachbartisch gesprochen wurden.

»Ei, sag doch emol, hab isch net recht? Die mache doch eh was se wolle, do wern mir doch gornet gefracht.«

»Kann sei, kann awwer aach net sei.«

»Denk doch ner mol an unser Rente.«

»Ich det liewer mein Äapplwoi in Ruh dringge, als zu polidisiern.«

»Die wie du des Maul halde, sinn mit dro schuld.«

»Du hast Rechd, isch hob mei Ruh.«

»Un die Achtunneunzischer, so e Klatsch! Nix is mit Uffsteige.«

»Wart's ab. Des letzte Mol hosde 's a net geglaabt und sie sinn sogar zwaa Johr owwegebliewe. Mer brauche nur noch en Stürmer, der Tore schießt.«

»Ich glaab's net, awwer wenn de rechd hesd, hedd ich nix degäje.«

Bevor er das Gespräch weiter verfolgen konnte, das so erholsam unaufgeregt und typisch darmstädtisch war, stürzte ein Mann durch die Stuhlreihen auf Eckstein zu. Buttmei dachte schon, es wäre ein von ihm Verurteilter, der ihn attackieren wollte und bereitete sich darauf vor, ihm beizustehen. Dann bemerkte er, dass es ein Hilferuf war. Die beiden flüsterten miteinander. Es war offensichtlich, dass sie einander kannten.

Noch überraschender für Buttmei war es, dass die beiden von der Bühne herunter auf ihn zukamen. Das Gesicht des unbekannten Mannes war bleich, er zitterte am ganzen Körper. Eckstein führte ihn, blieb direkt vor Buttmei stehen.

»Philipp, der Mann braucht deine Hilfe.«

Als er ungläubig aufsah, fuhr Eckstein fort: »Ein Mord ist passiert und du musst ihm helfen, und zwar gleich.«

Alle Kellergäste starrten auf die Gruppe. Eckstein hob die Hände: »Es ist etwas Unvorhergesehenes geschehen. Wir müssen die Veranstaltung unterbrechen.«

Er forderte Buttmei auf, mit ihm und dem für den Exkommissar immer noch unbekannten Mann in den Vorraum zu kommen. Dort erfuhr er, dass der Hilfesuchende

auf der Mathildenhöhe im Kunstinstitut arbeitete und dass es dort eine Leiche gab.

»Wir müssen dahin«, erklärte Eckstein, machte dann eine Sprechpause und fuhr fort: »Vielleicht ist es besser, wenn ich hier bleibe. Wenn der Mörder womöglich unter meine Buchstaben fällt und ich für ihn zuständig wäre, könnte man mich für befangen erklären.«

Buttmei sah ihn fragend an und wollte ihn gerade aufmerksam machen, dass er sich im Ruhestand befand, aber er ignorierte ihn und fragte den Mann: »Bist du mit dem Auto hergekommen?«

»Ja, es steht im Hof«, lautete die mit zittriger Stimme gegebene Antwort.

»Kannst du fahren?«

»Ich glaube Ja.«

»Dann fährst du jetzt mit dem Kommissar zurück zum Tatort und erklärst ihm auf dem Weg alles, was er wissen muss. Du hast mich verstanden?«

»Ja.«

»Du bist bei ihm in den besten Händen! Es ist der ehemalige Chef der Mordkommission, Philipp Buttmei, er ist ein Freund von mir.«

Eckstein wandte sich zu Buttmei: »Das ist der Andreas, ein tüchtiger Ausstellungsmacher. Und nun macht euch auf den Weg!«

Andreas hatte sein Auto auf der Schlossgrabenbrücke direkt vor den Eisenranken und -blumen des geschlossenen Torflügels abgestellt. Da das Polizeirevier aus dem Schloss in einen Neubau am Mathildenplatz umgezogen war, hatte niemand den merkwürdigen Parkplatz beanstandet.

Als sie um das Schloss herumfuhren auf das Darmstadtium mit seinen in die Nacht deutenden Spitzen zu, beugte sich Andreas vor, als sähe er die Straße nicht. Buttmei tippte ihm auf die Schulter: »Sie müssen das Licht einschalten.«

Nun zeigten ihnen die Scheinwerfer den Weg in die Dieburger Straße.

Buttmei stellte erste Fragen.

»Wo fahren wir hin?«

»Zur Mathildenhöhe.«

»Und dort?«

»In den Turmaufgang, der in die Verwaltung und zu den Werkstätten führt.«

»Was erwartet uns dort?«

»Der Tote. Der Tote. Er sitzt an der Wand zwischen den Holzplatten und starrt mich an.«

»Haben Sie ihn getötet?«

Andreas antwortete mit einem panisch klingenden Nein.

»Wer war es dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Seit wann sitzt der Tote dort an der Wand?«

»Ich habe ihn gefunden, als ich das Licht löschen und nach Hause gehen wollte.«

«Wann war das?«

»Ich bin danach sofort zu meinem Auto gerannt und losgefahren.«

»Sie wussten von der Veranstaltung?«

»Ja, Eckstein hatte mich eingeladen.«

»Haben Sie den Toten angefasst oder irgendetwas an ihm oder um ihn herum verändert?«

»Nein, nein, ich bin sofort die Treppe hinuntergerannt. Ich habe nicht einmal die Außentür hinter mir verschlossen.«

»Das ist nicht gut«, meinte Buttmei, dachte aber, dass der Tote vielleicht einfach aufgestanden und weggegangen sein könnte. Ein Scherz oder eine Ohnmacht oder irgendetwas derart, aber, das war sein Wunsch, kein neuer Fall.

Er fragte weiter: »Haben Sie eine Verletzung sehen können, war Blut zu sehen?«

»Viel Blut. Von seinem Kopf runter über sein Hemd ist-Blut gelaufen.«

»Er hat noch geblutet?«